

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-343182](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-343182)

ihr Herz; Thränen benetzten ihre Augen, und sie sagte zu ihrer Tochter: „Ach, mein schönes Bild der heil. Jungfrau!“

Die Kiste und das Brieflein.

Eine Frau hatte eine schöne Kage; diese wurde eines Tages durch einen Herrn erschossen, der ein Jagdliebhaber war, aber leider fast immer mit leeren Sack nach Haus zurückkehren mußte. Aus Verdruß, weil auch diesmal kein Wild ihn nach Haus begleiten wollte, hatte er kaum in einer Entfernung von drei Schritten die Kage erlegt; mithin kein Wunder der Geschicklichkeit. — Die Frau aber, der die Kage angehörte, ließ sogleich in ihrem Hause, und in den Wohnungen ihrer Freunde, alle Arten von Mäusfallen aufstellen. Als sie ungefähr vierhundert Mäuse zusammengebracht hatte, ließ sie dieselbe alle lebendig in eine Kiste einschließen, und schickte dieselbe an die Frau des adelichen Herrn, der die schöne Kage erschossen hatte.

Die Frau dieses Adelichen, wußte nicht, woher sie diese Kiste erhielt, und öffnete sie selbst, weil sie vermuthete, es möchten neue Modestücken darin sich befinden; allein Welch ein Schrecken überfiel sie, als sie hinein sah; sie war einer Ohnmacht nahe, und hatte kaum noch Kraft genug, zum davonlaufen. Indessen warteten aber die Mäuse nicht bis man die Kiste wieder zuschließen wollte, sie sprangen heraus und verbreiteten sich im ganzen Hause. Auf dem Boden der Kiste fand man ein an die Frau des Kagen-Schießers geschriebenes Briefchen, das bloß die Worte enthielt: „Frau, ihr Gemahl hat meine Kage erschossen; hier schicke ich ihnen nun auch meine Mäuse.“

Der Zeichner.

Ein reicher Herr, der ein vortrefflicher Zeichner war, ward von Gesichtschmerzen in beiden Füßen an seine Wohnung gefesselt. Er konnte nicht gehen, und brachte daher seine Tage auf einem Rollstuhle zu, auf welchem ihn sein Diener, der ganz allein bei ihm war, von einem Zimmer zum andern bringen mußte. Dies war einem gewissen Laugenichts, der

im Land umher schwärmte, bekannt. Eines Tages als der Diener ausgegangen war, trat er zum Kranken hinein, den er allein und folglich hilflos fand. Da sprach der Ganner zu ihm: Mein Herr, es thut mir leid, Sie in einer so beklagungswürdigen Lage zu sehen. Sie können sich nicht rühren, und ihr Diener ist von ihnen fortgeschickt worden. Der Herr machte große Augen; der Ganner aber sprach weiter: Wissen Sie aber daß es sehr unvorsichtig von Ihnen ist so allein zu seyn? Sie sollen nun die Folgen davon erkennen. Ich nehme mir die Freiheit, diese Uhr mit Kette und Petschaften in meine Tasche zu stecken; und da ich Ihre Schlüssel hier liegen sehe, werde ich jenen Schraub untersuchen, ob etwas darin sey, das mir ansteht. Der Sichtkranke sah wohl ein, daß er den Dieb nicht hintern könne, und sagte zu ihm ganz gelassen: O, bedienet Euch ganz nach Eurem Belieben. — Dieser fand nun Silbergeräthe und saubere Wäsche, und packte zehn Minuten lang einen tüchtigen Bündel zusammen.

Indessen war der Herr der seine Hände gebrauchen konnte, nichts weniger als müßig. Flugs zeichnete er mit Bleistift das Gesicht des Diebes auf ein Blättchen. Endlich machte der Dieb dem Herrn eine tiefe Verbeugung und zog ab. — Als der Diener zurückkam, gab ihm der Herr das Portrait, mit dem Befehl es sogleich der Polizei zu übergeben, und ihr die Anzeige von dem Vorfalle zu machen. Das Portrait war so gut getroffen, daß die Häsher den Dieb sogleich erkannten; sie erwischten ihn, bevor er nur etwas vermuthete und fanden bei ihm alles, was er dem Herrn gestohlen hatte. Man kann sich leicht einbilden wie bestürzt der Herr war; allein dazu bekam er aber auch noch die verdiente Strafe.

* * *

In der letzten Predigt, die ein Missionair in einem Dorfe in der Provence hielt, weinte Jedermann; ein einziger Bauer ausgenommen. Diesen fragte man: warum er denn bei einer so rührenden Rede nicht geweint hätte? „Ich bin ja nicht aus diesem Kirchspiel!“ antwortete er gelassen.



ines
trat
und
mer
Sie
ben.
ruer
dore
nach
den
ome
und
nd
ebe
da-
ste
ern
O.
re
ten
ne-
la-
cht
ere
ng
a)
de
n.
ie
r.
te
m
m
r
y
r
b

Das Sankt-Peters-Fest in Rom.

(Mit vorläufiger Erklärung)

Unter allen unsern vielgeliebten Lesern ist gewiß kein einziger zu finden, dem nicht eine heisse Sehnsucht nach Rom, dem Mittelpunkt der ganzen katholischen Christenheit, jene frommen Gedanken eingeküßert: O! daß auch mir das Glück zulächelte, diese weltberühmte Stadt, welche mit dem Blute der Apostelfürsten und tausend andern Blutzeugen ist begossen worden, mit allen ihren Denkmälern und Kostbarkeiten zu sehen! O, daß es mir wenigstens einmal im Leben gegönnt wäre, einer jener glänzenden Feierlichkeiten beizuwohnen, welche der Nachfolger des Apostelfürsten Petrus, der Stellvertreter Jesu, mit der ehrwürdigen Schaar seiner Amtsgesellen und Würdeträgern, in den unermeßlichen Räumen der St.-Peterskirche begehrt! O gewiß, Wundervolles würde wir da sehen, so unser sterbliches Auge nirgendwo sehen würde; Wundervolles würde da uns begegnen, wie es keines Menschen Zunge zu schildern oder auszudrücken im Stande wäre. Ja, man muß allerdings solcher Wunder und Pracht Augenzeuge gewesen seyn, um gehörig begreifen zu können alles Schöne und Erhabene, welches unsere heilige Religion nur in der Hauptstadt der christlichen Welt vor unsern Blicken enthält. Dennoch, so unbeschränkt und mangelhaft alle Darstellungen seyn mögen, die des Schriftstellers Feder wagen wird, so werden wir es versuchen, in so weit es unsere schwachen Kräfte erlauben werden, einiges aus den Berichten der frommen Pilger herauszuheben, welches der Meisten

Sehnsucht befriedigen wird. Wir stellen unsern verehrten Lesern die Feier des St.-Peters-Festes in Rom dar.

Mit größter Pracht als alle andere Feste, wird der Tag der beiden Apostelfürsten, Petrus und Paulus, in Rom begangen. Der majestätische Dom des heil. Petrus ist dann in seinem Festtagsgewande; die schöne Bildsäule des Apostelfürsten aus Bronze, welche im Innern dieses Tempels steht, erhält bei dieser Gelegenheit ihre reichliche Zierde, nämlich ein goldgesticktes Pluvial (bischofliches Messgewand), eine mit Edelsteinen übersäete Tiare (päpstliche Krone); vier große Wachskerzen und fünf silberne Lampen brennen an jenem Tage vor derselben. Das durchbrochene Geländer der Confession (Grabesgruft des heil. Petrus), und die unterirdischen Kapellen des Vaticans unter der eigentlichen Kirche, gleichen dann einem Paradiese durch die herrlichen Zierden von Blumengewinden und den zauberischen Glanz unzähliger Wachölichter in silbernen Leuchtern, durch die wertvollen Säulchen aus Alabaster mit den Bildsäulen der gefeierten Tagesheiligen, wovon dieser Ort ausgeschmückt ist. Allein der herrliche St.-Peters-Dom ist erst dann in seiner Pracht, wenn das sichtbare Oberhaupt der katholischen Kirche, umgeben von den obersten Kirchenfürsten, von Bischöfen und Priestern aus allen Welttheilen; segnend durch seine mächtigen Räume zieht, wie es an den höchsten Festtagen, namentlich aber an dieser großen Feier geschieht. Am Vorabende hält da

der heilige Vater die feierliche Vesper. Dazu versammeln sich die Cardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe u. s. w. Gegen fünf Uhr Abends fahren die in Rom residirenden Cardinäle, gegen 50 an der Zahl, auf dem St.-Petersplatze in großem Aufwand auf, begleitet von ihren Geheimschreibern, deren jeder Prälatenrang führt, Reitern und übrigen Dienern im festlichen Gewande, begeben sich dann in die Ornatenkammer des Vaticans (päpstlichen Palastes), wo sie entweder den rothen Chormantel oder gleich die Ritzenengewänder anziehen. Gewöhnlich aber nehmen die Cardinalbischöfe sogleich das rothe Pluvial, die Cardinalpriester das rothe Messgewand, die Cardinaldiakonen die rothe Dalmatika (Exultetrot), um so processionsweise aus dem Fürstensaale über die sogenannte königliche Treppe und den Vorhof der St.-Peterskirche in dieselbe zu gelangen. Der heilige Vater selbst erscheint in dem schönen Fürstensaale, mit larmosinrothen, seidnen, goldgestickten Schuhen, weißem Talar oder Ceremonienkleide, goldgestickter Stola aus rothem Atlas und einer Mitra (päpstlicher Krone) mit Goldgrund, — sitzend auf einem Tragsessel, der von zwölf eigenen, rothgekleideten Männern getragen wird. Die Procession eröffnet ein päpstlicher Ceremonienmeister, mit den Procuratoren dieses Collegiums und zwei Mann der Schweizer-Leibgarde. Diesen folgen paarweise: der apostolische Prediger und der Beichtvater des päpstlichen Hofstaates; die Generalprocuratoren der religiösen Orden; die Aufseher auf die Kostbarkeiten der apostolischen Paläste, in deren Mitte von einem Kaplan in rother Kappe oder Chormantel mit Hermelin die dreikronenförmige Mitra

getragen wird; die gemeinen Kaplane, rothgekleidet, mit kostbaren Mitren in den Händen; zwei apostolische Botschafter; die Adjutanten der apostolischen Kammer; die geheimen Kleriker; die Ehrenkaplane; die Konsistorial-Advokaten; die Ehrenkammerer und die päpstlichen Sänger mit violetterm Talar und Gürtel, Chorrock und Chorbüchern; die geistlichen Gerichtsherrn mit dem Magister des apostolischen Palastes, der immer ein Dominikaner ist; der Vorgesetzte über das apostolische Hospital mit einem Botanten der Signatur, der das Rauchsäß und Schiffslein trägt. Nun folgt der Unter-Diakon mit dem päpstlichen Kreuze, ein Mitglied der Rota (geistlichen Gerichts), in rother Dalmatika, in Mitten von sieben Geistlichen, welche vergoldete Leuchter tragen; ein anderer geistlicher Richter, als lateinischer Subdiakon und Subdiakon (Exultet); die Beichtväter von St.-Peter; die infultrierten Aebte, mit rothem Pluvial und Mitra (bischoflicher Mütze); die Bischöfe mit gleichem Pluviale und Mitra; ebenso die Weihbischöfe, Patriarchen und die Cardinäle in obenerwähnter Kleidung. Hierauf erscheinen die Conservatoren oder Vorwänder der Stadt, mit dem römischen Magistrat (jetzt Fürst Orsini) in der Mitte; der Befehlshaber von Rom, und zu seiner Linken der bestehende Fürst am päpstlichen Throne. Zunächst am päpstlichen Tragsessel gehen noch zwei Procuratoren, zwei Gerichtsassessoren, zwei Ceremonienmeister, zwei Cardinaldiakonen, die Offiziere der Schweizer- und Nobelgarde. Ueber dem Tragsessel schwebt ein rother Baldachin oder Himmel, hinter demselben gehen zwei geheime Kammerer mit den aus

Strauß- und Pfauenfedern gefertigten zwei Fächern. Den Zug schließen: der Dekan des geistlichen Gerichtes, der Schatzmeister und Oberhausshofmeister, die apostolischen Prokuratoren, der Vorsteher der römischen Kanzlei, die anwesenden Ordensgeneräle, und endlich zwei Mann aus der Schweizergarde.

Dieser majestätische Zug bewegt sich langsam über die königliche Treppe gegen den Vorhof der St.-Peterkirche. An der großen Mittelfronte des Doms empfängt das Kapitel der Basilika, den Cardinal-Erzpriester an der Spitze, den Papst; die Gardien, Schweizer und Nobelgarde, Grenadiere u. s. w. sind in Reihen durch den Vorhof und das große Schiff der Kirche aufgestellt. Beim Eintritte der zwölf Träger mit dem Tragsessel in dieselbe, ertönt unter dem Geläute der Glocken und dem Spiele der Musikbanden von der päpstlichen Sängerkapelle der Versikel: Tu es Petrus etc. Vor dem Seitenaltare, auf dem das Allerheiligste aufbewahrt wird, steigt seine Heiligkeit von dem Tragsessel, verrichtet knieend, ohne Mitra, ein kurzes Gebet, begibt sich dann auf seinen Sessel zum päpstlichen Throne hin, der gerade unter dem Lehrstuhle des heiligen Petrus im Hintergrunde steht. Nach Entgegennahme der Huldigung von den Kardinalen, Patriarchen, Erzbischöfen, Bischöfen zc., durch Hand und Fußkuß, stimmt der heil. Vater das Deus in adjutorium an, sowie dann die erste Antiphon: Petrus et Johannes etc. Die 52 Sänger der päpstlichen Kapelle singen ohne alle musikalische Begleitung die betreffenden Psalmen; ein Mitglied des höhern Gerichtes der Rota das einschlägige Kapitel, und der Pabst intonirt den Hymnus und dann das Magni-

ficat. Während desselben beräuchert Seine Heiligkeit den Hochaltar, erhält dann selbst von dem beistehenden Cardinalbischof die Incensation. Ist die Antiphon wiederholt, so erhebt sich der Papst, singt das Dominus vobiscum nebst Oration, und zwei Sängerstimmen schließen mit dem feierlichen Benedicamus Domino, die Vesper. Ehe der Pabst seinen Thron verläßt, gibt er noch feierlich den apostolischen Segen, und weiht dann die Pallium (Erzbischöfliche Ehrenmäntel). Ein Mitglied des Gerichtes der Rota begibt sich, begleitet von zwei seiner Collegen und den Consistorialadvokaten, zur Confession (vor und hinter dem Hochaltare), wohin am Morgen des 20. Juni die Pallium gebracht wurden, legt sie in ein silbervergoldetes Becken, spricht ein kurzes Gebet und trägt sie zum päpstlichen Throne. Der heil. Vater weiht sie dann nach dem vorgeschriebenen Gebete, segnet und beräuchert sie dreimal, und läßt sie wieder von demselben Prälaten zur Confession zurücktragen. Von dort werden sie in einem silbernen Kästchen am Grabe der Apostelfürsten hinterlegt, bis man sie den Patriarchen, Erzbischöfen und einzelnen, dadurch privilegirten Bischöfen zusendet. Der erste Ceremonienmeister des Papstes hat allein die Schlüssel zu denselben. Nach dieser Funktion kehrt Seine Heiligkeit wieder prozessionsweise in seinen Palast zurück.

In ganz gleicher Ordnung zieht Seine Heiligkeit am Festtage selber aus dem Vatikanischen Palaste in den St. Petersdom, um dort das Amt zu singen, — unter Assistenz der Cardinale, Bischöfe und Prälaten, wie bei der feierlichen Vesper. Bei- läufig um 10 Uhr beginnt die heilige Handlung und dauert nahe an zwei Stunden,

oft noch länger. Nach dem *Ite missa est*, gibt der Papst am Altare den feierlichen Segen, indem sich der Subdiakon mit dem Kreuze vor den Altar hinstellt, und der beistehende Kardinalbischof die Bulle eines vollkommenen Ablasses für die Anwesenden abliest. Am Vorabende um 9 Uhr, und am Abende des Festtages um 10 Uhr, beginnt die großartige Beleuchtung der Peterskuppel, der Vorderseite des Doms, des großen ägyptischen St. Petersplatzes, so wie aller öffentlichen Stadtgebäude. Am letztern Abende ist auch das übliche und bewunderungswürdige Feuerwerk auf der Engelsburg, das durch seine Lage an der Tiber (Fluß) und dem darunter spielenden Kanonendonner zur wahren Freudenfeier dieser hohen Festlichkeit wird.

Die Basilianerinnen.

Wenn man den Inhalt folgender Geschichte liest, so ist man versucht zu glauben, der finstere Schoof der Vergangenheit habe sich aufgeschlossen, oder wir hätten rückgängig nach jenen blutigen Jahrhunderten umgekehrt, wo die heilige katholische Kirche mühselig, im Sturme der Verfolgungen, ihre mit dem Blute ihrer Kinder benetzte Laufbahn verfolgte. So düster sind die Trauerbilder, die sich in unserem Geiste bei Erwägung der schaudervollen Thatsachen erregen, wovon diese gegenwärtige Erzählung angefüllt ist. Was wird unsere mit ihrer Duldsamkeit und äußerlichen Menschenliebe prahlende Zeit wider dieses Beispiel der unmenschlichsten Wuth einer Seite und der heldenmüthigsten Geduld anderer Seite, einzuwenden haben? In welchem Lichte sieht nun der vorhin so weltgepriesene, so hochgefeierte, mit so vielen Lobhudeln so sehr überhäufte Kaiser von Rußland? muß nicht fürderhin die bloße Erinnerung an diesen teuflisch grausamen Wütherich und Kirchenfeind so sehr Abscheu und Ekel in jedem christkatholischen Gemüthe hervorbringen, als das bloße Andenken an einen abtrünnigen Julian, oder an einen mordsüchtigen Diokletian? — Allein lassen wir der Geschichte das Wort, und begnügen wir uns damit, das Geschehene nach den sichersten Berichten anzuführen.

Die Tagesblätter verfloffenen Jahres enthalten die Enthüllung der Schicksale einer wirklich in Rom weilenden russischen Nonne, der sechsziährigen Vorsteherin des Klosters der Basilianerinnen zu Minsk (Stadt in Litauen), die wegen ihrer Standhaftigkeit im Glauben der katholischen Kirche nebst 34 ihrer Schwestern die härtesten Verfolgungen zu ertragen hatte.

Als im Jahr 1826 einer kaiserlichen Verordnung zufolge, die Einwohner der westlichen Landkreise von der katholischen Einheit zum griechischen Bekenntnisse übertreten sollten, erschien der bereits abtrünnige Bischof Siemiaszko in Minsk im Basilianerinnen-Kloster, um die Ordensfrauen gleichfalls zum Uebertritt zu bewegen. Alle erklärten ihre Standhaftigkeit im Glauben und ihre Treue für die katholische Kirche, worauf sie mit dem Bannsuch belegt wurden und den Befehl erhielten, sofort ihr Kloster zu verlassen. Eine Kompanie Soldaten nahm sie in Empfang und führte sie im Morgenanzuge, wie sie waren, fort, nachdem eine alte Schwester beim letzten Gebet in der Kirche den Geist aufgegeben hatte. Auf dem Transport zu Fuß wurden die Nonnen je zwei und zwei zusammengeschmiedet und ihnen nur Mittags und Nachts eine kurze Ruhe in Dorfhütten auf naaktem Boden bewilligt. Wo das Volk sich auf dem Wege herandrängte, wurde dasselbe durch Kolbentöße der Soldaten zurückgetrieben. Nach sechs Tagen bestien die Verbannten in Witebsk (ehemals wie Minsk dem polnischen, nun aber dem russischen Reiche angehörige Stadt), in einem Kloster russischer, schwarzeleideter Nonnen, die größtentheils Wittwen gefallener Kosaken waren. Sie fanden dort bereits vierzehn ihrer Ordensschwestern aus Witebsk, die zu gleichem Schicksale verurtheilt, bei den schismatischen Klosterbewohnerinnen (Zernici genannt) gleichfalls die niedrigsten Dienstleistungen verrichten mußten. Einer der Nonnen schlug eine Zernici mit einem Feuerbrande so ins Auge, daß sie in Folge der Verwundung starb. Eine andere stürzte mit einer Tracht Holz, so daß sie in Folge dieses Falles den Geist aufgab. Zwei andere starben vor Hunger und Elend. Siemiaszko besuchte sie auch hier und redete ihnen zum Abfalle zu, und als er die Wirkungslosigkeit seiner Worte sah, rief er ihnen zu: „Ihr allein seid schuld an eurem Elende, Ihr verdienet nur solche Behandlung. Gott ist es, der Euch straft!“ Zwei Jahre verfloßen auf diese Weise in Witebsk, nach Verlaufe derselben wurden die 30 Minsker mit 13 Witebsker Schwestern zu Fuß nach Potos transportirt. Drei Meilen von dieser Stadt liegt an der Düna, einem Flusse, der

Ort Spas, der Sitz eines Erzbischofs. Dieser hieß Lojizirski, und war ehemaliger Bischof von Potock. Die hieher getriebenen Nonnen wurden ins Kloster gesperrt. Allein der Erzbischof versuchte zu milde, und ein anderer übernahm es, die Befehle Siemiaszko's auszuführen. Michajlowicz, vordem sieben Jahre hindurch Beichtvater der Basilianerinnen in Minst, wurde hier Protopop (ungefähr Dekan oder Erzpriester) und der grausamste Verfolger der Nonnen. Außer dem Dienste im Kloster mußten sie Berge ebnen, wurden den Maurern als Handlanger beim Baue des Palastes für den Erzbischof überwiesen. Bei dieser Arbeit fiel einer der Unglücklichen ein Eimer mit Kalk, welchen sie an einem Tauwerk in die Höhe zog, auf den Kopf und erschlug sie; vier andere wurden durch ein Stück sich lösender Mauer vom Gerüste gestürzt und zugleich mit drei andern, welche unten standen, erschlagen. Fünf fanden ihren Tod beim Lehmgraben unter der einfallenden Erde. Außerdem mußten die Nonnen Steine klopfen, um den Hof des Palastes zu pflastern, und zwar wurde ihnen dazu kein Hammer gegeben, sondern Steine mußten sie mit Steinen zersprengen und das in einer fest bestimmten Menge täglich. Zu verschiedenen Malen kam Siemiaszko und fügte seinen Ueberredungen zum Abfalle immer größere Drohungen, größere Qualen hinzu. Endlich beschloß er, sie durch Ruthenbiebe zum Abfalle zu bewegen; alle Mittwoch und Freitag befahl er, jeder 30 Hiebe zu geben, und der Volkzicher Michajlowicz fügte aus eigenem freiem Antriebe 20 hinzu, so daß jede Nonne 50 Streiche bekam. Am Volkziehungstage wurde eine Trommel gerührt, welche alle zur Arbeit und Versammlung rief. Nachdem alle versammelt waren, verließ Michajlowicz zunächst das Defret, führte dann die Nonnen in ein nahe liegendes Gebäude, das man Reitbahn nannte, woselbst in seiner Gegenwart und in Anwesenheit anderer Popen (Priester), Mönche und Choristen, die körperliche Züchtigung an ihnen durch einen Diakonus vollzogen wurde. Als Kosalia Zablocka, welche bereits 70 Jahre zählte, zum zweiten Male also gezüchtigt worden, gab sie ihren Geist auf. Die Nachricht von solch graulichem Verfahren gegen die Ordensfrauen erweckte in der Umgegend allgemeine Aufregung. Der alte General Magdonkow, welcher in Potock davon Kunde erhalten, kam zu Michajlowicz, gerade als die grausame Behandlung zum vierten Male stattfinden sollte, riß ihm das Papier aus der Hand und rief: „Ich werde dich hängen lassen; der Kaiser wird sagen, der Alte sei verrückt gewesen; aber du wirst hängen.“ Allein dieser Un-

hold, der die Gesinnungen des Kaisers besser kannte, drohte dem alten Kriegsmann dieselbe Strafe, wofern er ihm Hindernisse machen wollte. Dennoch wurde Michajlowicz etwas eingeschüchtert, so daß er von den Ruthen fernerhin abhielt. Indessen nahm er zu andern Peinigungsmitteln seine Zuflucht. Drei Tage hindurch wurde den armen Dulderinnen nichts zu essen und zu trinken gegeben, als ein halber Häring, frisch, wie er aus dem Fasse kommt; eine Wache wurde absichtlich dazu hingestellt, daß kein Getränk ihre Zunge erfrische. Ferner versuchte er sie durch den FeuerTod zu schrecken. Zu dem Zwecke wurden Haufen trockenen Meißs zusammengetragen, Leute mit brennenden Fackeln dazu gestellt, die Nonnen herausgeführt, welche indessen durch diesen Anblick nicht im geringsten erschreckt wurden; sondern im Gegentheil erklärten, daß sie gern zum Tode bereit seien, um nur ein Ende ihrer Qualen zu sehen. Als nun alle diese Peinigungen den erwünschten Erfolg nicht hatten, befahl Siemiaszko, die Nonnen mit Knütteln in die schismatische Kirche zu treiben. Die Diakone führten also dieselben aus dem Kloster und trieben sie zusammen vor sich her, indem sie unbarmherzig auf sie losschlugen. Die Vorsteherin, aus deren mündlicher Erzählung diese Worte niedergeschrieben sind, hatte in Folge dieser Stockschläge zwei tiefe Wunden am Kopfe, von denen die eine so tief war, daß bei dem Mangel aller ärztlichen Hülfe, sich Würmer darin erzeugten und dieselbe lange offen blieb, dann eine breite Narbe hinterließ. Siemiaszko, mit Kreuz und Orden geschmückt, stand vor der Kirche, umgeben von seiner Geistlichkeit, und sah zu, wie man die Nonnen herantrieb. Eine von ihnen ergriff, als sie bei dem Zimmermann, welcher eine Wagenremise für den Bischof baute, vorüberging, einen Holzknüttel, und warf denselben vor den griechischen Tempel; die Vorsteherin aber ergriff ein Zimmermannsbeil, trat vor Siemiaszko und sprach: Da, nimm das Beil, schlage uns die Köpfe ab und wirf sie in deine Kirche, denn unsere Füße werden ihre Schwelle nicht überschreiten! Da schlug ihr Siemiaszko mit der einen Hand das Beil aus den Händen, so daß es einer Nonne auf den Fuß fiel und sie verwundete, mit der andern schlug er die Vorsteherin so ins Gesicht, daß er ihr einen Zahn ausstieß. Endlich, da er sah, daß alle seine Anstrengungen vergebens waren, ließ er die Nonnen wieder ins Kloster zurückführen, ging in die Kirche und schleppte den Fluch auf sie. Bei so angestrengten Zwangsarbeiten hatten die Nonnen häufig vom Hunger zu leiden; aber Bettelweiber brach-

ten zuweisen heimlich ein Stückchen Brod, und ebenso lieferten wohlhabendere Einwohner von jenseits der Düna Nahrungsmittel und schickten Geldkollekten, mußten indessen den Protropopen und die Czernici reichlich begaben, um bei ihnen für die Nonnen die Erlaubnis auszuwirken, Nahrung, Kleidung u. s. w. annehmen zu dürfen. Bei eintretendem Frühjahre ereignete es sich, daß durch den Eisgang auf der Düna die Verbindung mit dem jenseitigen Ufer gänzlich abgeschnitten wurde, mithin keine Vorräthe irgend welcher Art herübergeschafft werden konnten; in dieser Zeit litten die Nonnen unendlichen Hunger und erlagen in Folge davon schweren Krankheiten. Zwei Jahre und drei Monate waren während des Aufenthalts der Nonnen in Spas verlossen, da hielt man es wegen der vielfachen Unterfügungen von Seite der Umwohnenden für nöthig, die Nonnen nach einem andern Orte zu transportiren. Im Regierungsbezirke Minsk liegt das Städtchen Niadzich auf einer Landzunge zwischen zwei Seen. Einst stand hier eine Kirche und ein Kloster der Karmeliter St. Justins, berühmt durch Wunder und zahlreich von fernherwallenden Pilgern besuchte Ablässe, wodurch das Städtchen wohlhabend war. Heute ist der Ort verödet, von Juden nur bewohnt; die Kirche war in einen schismatischen Tempel umgeschaffen, und das Kloster hatten Czernici eingenommen. Hier wurde den Basilianerinnen der fernere Aufenthalt angewiesen, und bald folgte ihnen auch hierher Michaslowicz. Sie wurden in eine Werkstätte des Klosters gepackt und zu allen Arbeiten und Diensten gebraucht; unter anderm mußten sie den Schutz des alten Klosters, das zum Theil verfallen, aufräumen und hieraus, so wie aus neu angeschafftem Material eine Offizin für Michaslowicz aufbauen. Die Lage des Orts am See brachte den Protropopen auf den Gedanken eines neuen Mittels der Peinigung. Man theilte nämlich die Nonnen in vier Abtheilungen und führte sie an verschiedene Seiten des Sees, begleitet von Popen und Diakonen, welche von einer Abtheilung zur andern gingen und sie vom Abfall zum Glauben zu bewegen suchten, indem sie ihnen zuriefen: Seht nur, jene sind schon zum alten Glauben zurückgekehrt, thut doch auch ihr dasselbe! seht, eure Vorsteherin ist schon übergetreten, so folgt doch auch ihrem Beispiele!.... Als sie aber durch solche Vorspiegelungen sich in ihrer unwandelbaren Standhaftigkeit nicht wankend machen ließen, da schritt man endlich dazu, sie im See zu schwimmen. Zu dem Ende seckte man sie in eine Art Sack und band ihnen einen Strick um den Hals. Das Ende des Strickes

hielten die Diakone, welche in einem Kahn saßen, in der Hand und zogen an diesem die Nonnen ins Wasser, so tief, daß ihnen dasselbe bis an den Mund stand, drohten dann, sie zu erlösen, wenn sie nicht zur seligmachenden Religion übertraten würden. Michaslowicz stand unterdessen am Ufer und rief fortwährend: „Ersäuft sie, wie junge Hunde!“ Endlich aus dem Wasser herausgelassen, wurden sie, naß wie sie waren, zur Arbeit getrieben. Dieses Schwimmen wurde dreimal in Anwesenheit des am See versammelten Volkes vorgenommen, bei welcher Gelegenheit drei Nonnen ertranken. Am Ufer wurden ihre Leichen begraben; als indessen ein Bürger der nahen Stadt sie in der folgenden Nacht ausgraben wollte, um sie an einem passenden Ort zu beerdigen, fand er dieselben nicht mehr. Was mit ihnen geworden, weiß Niemand; aber dergleichen wird in Rußland in ein Geheimniß gehüllt und das Gedächtniß davon verwischt. Ein Richter von der Stadt Niadzich wurde dafür, daß er brieflich die Wahrheit der Thatsache bestätigte, daß die Nonnen auf obige Weise geschwemmt worden seien, ergriffen, und mußte im Gefängnisse sein Leben enden. Ein anderer, ehemaliger Marschall des Regierungskreises Minsk, wurde nur deshalb, weil er in Gesellschaft von diesen Schändlichkeiten sprach, nach Sibirien deportirt. Der Protropope fand endlich in Niadzich ein würdiges Ende. Er war nämlich dem Trunke ergeben, und einmal auch in diesem Zustande, fiel er am hellen Tage in eine Pfütze, und gerieth dabei so tief in den Koth, daß er darin den Tod fand. Ein Glück, daß das Tageslicht dieses Ereigniß beleuchtete, denn die Vorsteherin der Czernici äußerte, daß wenn dasselbe sich des Nachts ereignet hätte, alle Nonnen ohne Zweifel zur Untersuchung und zu neuen Qualen herangezogen sein würden. Nach zweijährigem Aufenthalt in Niadzich gelang es sieben Nonnen, sich bei Gelegenheit eines Trinkgelages zu Ehren der Ankunft Siemiaszto's der Aufmerksamkeit der Wachen zu entziehen und glücklich zu retten. Eine ähnliche Veranlassung gab auch vier andern Gelegenheit, aus dem Kloster zu entweichen. Im Monat März des Jahres 1845 betranken sich am Namenstage des Protropopen die Popen, die Diakone und sämtliche Wächter im Branntwein dermaßen, daß die Vorsteherin der Basilianerinnen, Mieczysławska, mit noch drei andern Ordensschwestern aus dem Kloster zu entfliehen Gelegenheit fand. Unbekannt mit der Umgegend, wußten sie nicht, wohin sie sich wenden sollten und legten am ersten Tag 9, am zweiten Tage 8 Meilen Wegs zurück, indem

sie sich so viel als möglich in Wäldern hielten und auch dort die Nächte zubrachten. Die ersten drei Tage hindurch bestand ihre Nahrung einzig aus Wasser, erst am vierten Tage wagten sie es, in dem Stalle eines Schäfers zu übernachten und etwas Brod zu erbetteln. Dann trennten sie sich zur Fortsetzung der Reise, nachdem sie sich Kroze in Samogitien als Sammelpunkt bestimmt hatten; indessen hat nur die Vorsteherin das Ziel der Reise erreicht, indem sie durch Samogitien auf preussischen Boden gelangte. Durch welche Städte sie von Niadzialo bis Kroze gekommen, welche Hülfsleistung ihr geworden, das Alles hat sie zum Theil nicht im Gedächtnisse behalten, theils fühlte sie sich bewogen, es zu verschweigen. Erzählt hat dies in Posen (Stadt im preussischen Polen) im August 1845 Julia (mit dem Klosternamen Makrona) Mieczyslawka, Vorsteherin des Klosters der Basilianerinnen zu Minsl, 60 Jahre alt, 36 im Orden.

Gott läßt seiner nicht spotten.

Folgende Geschichten, deren Richtigkeit wir verbürgen, sind entnommen aus dem Briefe eines deutschen Missionspriesters in den Amerikanischen Vereinst-Staaten vom 17. April 1845. Ihr Inhalt lautet also:

Gottes Gerichte traten unlängst auf eine furchtbare Art und Weise in der großen Stadt Philadelphia hervor. In dieser Hauptstadt des Staates Pennsylvanien, wo man selbst die Todten im Grabe bei den katholischen Kirchen nicht geschont hat (es war nämlich vor Kurzem ein Aufruhr von Seite der Sektirer gegen die Katholiken ausgebrochen), fiel es vor wenigen Wochen zwei Teufeln in Menschengestalt ein, das Bußsakrament der katholischen Kirche lächerlich zu machen. Sie gingen deshalb in ein stark besuchtes Wirthshaus, und begannen nun die heilige Beichtanstalt auf wahre Satansweise nachzuäffen. Einer stellte den Beichtwater, der andere das Beichtkind vor u. s. w.; — Gott aber ließ diesmal sich nicht spotten. Am Tage darauf wurde einer von diesen Elenden, welcher den Beichtwater machte, ganz plötzlich wahnsinnig, starb in Kurzem in der größten Raserei und wurde dann begraben. — Aber welcher — Zufall — mögen vielleicht Vernünftler sagen — ergab sich erst beim Begräbniß! Eine eiserne Befestigung am Todtenwagen brach auf

einmal auf der offenen Strafe — der Sarg fällt aus dem Wagen heraus, der Deckel vom Sarge springt los — und der todte Gotteslästerer liegt nackt auf dem Pflaster! — Das erinnert unwillkürlich an den elenden Menschen, der nach der Mordbrennerei des Nonnenklosters bei Boston (Stadt im Staate Massachusetts), mit einem aus dem Speisefelche der Klosterkapelle gestohlenen Partikel des h. Altarssakramente in eine Trinkloge der Stadt kam und sich brüstete, daß er den Katholiken-Herrgott in seiner Westentasche habe. Aber das höllische Hohngelächter dieses Gotteslästerers und seiner Consorten nahm bald eine andere Wendung. — Eine grausenerregende Raserei überfiel auf einmal — wie mit Blitzschnelle — den sakrilegischen Spötter und ehe man es sich versah — man wußte nicht wie — hatte er in verzweifelnder Wuth mit einem Messer sich die Luftröhre durchschnitten. — Seine ungläubigen Beistände holten nun in aller Eile einen irländischen katholischen Priester, der aus der Westentasche des sich selbst Entleibten das verneehrte Himmelsbrod herausnahm und es in einen Tabernakel brachte. — Und so mußte der, welcher nicht an Jesus Christus im allerheiligsten Altarssakrament glauben wollte, ja dasselbe noch verhöhnte, ohne Jesus an seinen Ort hinfahren, obgleich er Jesum selbst so nahe auf dem Leibe — aber schlechter als judasmäßig — auf dem Herzen getragen hatte. — Dies ist eine Thatfache, die sich im Jahr 1844 im Monat August zutrug, und der im Jahr 1845 nach Europa gekommene hochwürdigste Bischof von Boston, der mit andern Bischöfen aus Amerika diese Reise unternahm, wird darüber den bestätigenden Aufschluß geben können. — So gehet denn in unserm gottlos aufgeklärten Zeitalter, so wie in allen vorigen Zeiten und Jahrhunderten, das bekannte Sprüchwort in Erfüllung: „Gott läßt seiner nicht spotten.“ Mögen es deshalb erwägen und durch andrer Schaden klug werden jene freigeistlerisch gesinnten Menschen, die mit ihrem Unglauben prahlen und kein Bedenken tragen, fromme Gemüther durch gotteslästerlichen Scherz aufs tiefste zu tranken.... Der alte Gott lebt noch, und sein Nachschwert ist gegen jene gezogen.

Kaiser Nikolaus von Rußland und sein Vater.

Eine der denkwürdigsten Begebenheiten, die jemals die Kirchengeschichte aufzuweisen hat, sollte das Jahr 1845 am 13. Dezember uns vorführen. In der letzten Vormittagsstunde dieses merkwürdigen Tages stand der Selbstherrscher aller Russen, der Machthaber, vor dessen Blicken 60 Millionen Unterthanen zittern; Nikolaus, mit einem Worte, Nikolaus, die Heißel der katholischen Kirche im Norden, vor dem Vater der ganzen katholischen Christenheit. Ueberflüssig wäre es, das alles anzugeben, was in unzähligen Schriften und Tagesblättern über diese Begebenheit erzählt worden. Nur eines möge unsern lieben Lesern kund werden, der tiefe Eindruck nämlich, den die ewige Stadt zuerst, und dann vorzugsweise aber die Gegenwart des Statthalters Christi auf diesen stolzen Gebieter machte. Wie von einem Blitzstrahle getroffen stand er da, als gleich beim Empfange der h. Vater zu ihm sagte, er schätze sich glücklich, so lange gelebt zu haben, um die Wahrheit einen so mächtigen Fürsten vernehmen lassen zu können. Dieser dem russischen Monarchen so ungewöhnte Freimuth des Papstes überraschte den Kaiser sehr, und nur stammelnd antwortete er seiner Heiligkeit, man müsse nicht allem Glauben beimessen, was die Zeitungen erzählen; aber der Papst übergab ihm mehrere Akten, welche bewiesen, daß die Zeitungen nur zu wahr berichtet hatten. Da sprach der Kaiser von den Gesetzen seines Reichs. „Das sind menschliche Gesetze, die Ew. Majestät ändern kann,“ erwiderte der Papst, „und ich muß hier im Namen der göttlichen Gesetze dagegen mich äußern.“ „Wir beide, fuhr er fort, sind Gebieter, jedoch mit dem Unterschied, daß Sie die Gesetze ihres Reichs ändern können, ich aber die des meinigen nicht. Wir werden beide vor dem höchsten Richter erscheinen, ich früher als Ew. Majestät, aber Ew. Majestät wird nach mir kommen; jeder von uns hat Rechenschaft über seine Regierung zu geben. Dieser Gedanke legt mir die Pflicht auf, meine getreuen Söhne zu vertheidigen, die in Ew. Majestät Staaten verfolgt sind.“ Bei diesen

Worten, die der Papst mit Kraft aber zugleich mit dem Ausdrucke des Schmerzes sprach, entfärbte sich das Angesicht des Kaisers. Ohne Zweifel war es zum erstenmal, daß ein Kaiser Rußlands eine so erhabene Sprache vernahm. Tief bewegt, und von einer ungewöhnlichen Ehrfurcht ergriffen, neigte sich die Hoheit des Selbstherrschers vor der Würde des apostolischen Greises, und der Mann, dessen Macht die unumschränkste in ganz Europa ist, demüthigte sich vor einem alten Priester, als stünde er vor dem Throne Gottes. Eine ähnliche Begebenheit kennen wir aus dem Leben des Kaisers Paul von Rußland, welcher, wie Jedermann weiß, der Vater des gegenwärtigen Kaisers ist; nur hat Paul hierbei mehr freiwillig gehandelt, während seinem Sohne die fragliche Selbstverdemüthigung eigentlich abgenöthigt wurde, so bald er die Treppen des Vatikans (päpstlichen Palastes) überschritten hatte. Mit Paul aber verbieth es sich also. Als Monsieur (später Ludwig XVIII.), der Bruder des unglücklichen Königs Ludwig XVI. von Frankreich, während den revolutionären Schreckenszeiten sich in Deutschland und später in Rußland aufhielt, hatte er auch den Abbe Edgeworth von Firmont in seinem Gefolge, der ein geborner Irländer, in Frankreich Priester und dem französischen Klerus einverleibt worden war. Er gehörte zu den trefflichsten Gliedern des geistlichen Standes, und ward darum von dem gefangenen Ludwig XVI. ausgewählt, daß er ihn auf den Tod vorbereite und auf das Blutgerüst begleite. Edgeworth that dies mit einem Heldenmuth, der an die Zeiten des Martyrthums erinnert, und er ist es, der dem unglücklichen Könige als Abschiedsgruß, jene Worte zugerufen hat: „Sohn des h. Ludwig, steige zum Himmel hinauf!“ Diesen Abbe Edgeworth schickte nun Monsieur (Ludwig XVIII.) von Mitau (in Curland) aus an Kaiser Paul I. von Rußland, und letzterer hatte solche Achtung vor dem apostolischen Priester, daß er vor ihm niederkniete und ihn um seinen Segen bat.

Die Würde des katholischen Priestertums, so groß siehst du noch in einer von Unglauben und Sittenlosigkeit ganz durchwühlten Welt!

Freilich hatte der Geist der neuen Aufklärung sich bemüht, dein Ansehen zu schmälern, das Göttliche deiner Gewalt zu läugnen, und dich mit Schmach und Hohn zu überhäufen. Trotz aller antichristlichen Anstrengungen, bist du noch immer und wirst noch immer bleiben die einzige wahre Macht auf Erden.

Der Fink.

Ein Mädchen von 18 Jahren, Namens Anna Maria, deren Seelenadel noch größer war, als ihre äußere Schönheit, diente bei einem Kaufmann. Ihre Herrschaft war mit ihr sehr zufrieden, sowohl wegen des Fleisches, der Folgsamkeit und der Treue, als wegen der Reinheit ihrer Sitten. Die edle Jungfrau bezeugte gegen alle Leichtfertigen jene ernste Schüchternheit vor jedem Schatten des Bösen, welche ein Schutz der Unschuld ist. Sie hatte ihre Schlafkammer im Hintergebäude des Hauses ihrer Herrschaft. Eines Morgens stellte sie sich nicht zur gewöhnlichen Zeit ein; und da sie auch nicht auf das wiederholte Rufen bei ihrem Taufnamen erschien, so glaubte die Hausfrau, sie möchte in der Nacht so sehr erkrankt seyn, daß sie ihr Bett hüten müsse. Voll Besorgnis, und um ihr Hülfe zu leisten, ging sie in die Schlafkammer derselben, allein wie sehr erschreckt sie, als sie das Mädchen mit Blut bedeckt, todt im Bette fand.

Die Nachricht von diesem Morde verbreitete sich blitzschnell durch die ganze Stadt; und wer das fromme Mädchen gekannt hatte, bedauerte ihr Schicksal sehr. Der Kaufmann machte vom Morde sogleich dem Gerichte die Anzeige. Bei der Untersuchung ergab es sich, daß das Mädchen durch einen Schlag mit einem stumpfen Werkzeug auf den hintern Theil des Hauptes sey ermordet worden. Der Richter that alles Mögliche den Verbrecher zu entdecken, aber umsonst. Jedenfalls war das Mädchen nicht des Diebstahls wegen getödtet worden, da nichts aus ihrem Zimmer entwendet war. Die Mordthat wurde in den Zeitungen bekannt gemacht, und demjenigen wurde eine ansehnliche Belohnung versprochen, der den Thäter anzeigen würde.

Nicht weit vom Hause, in welchem der Mord geschehen, wohnte ein Bäcker. Dieser hatte einen neunjährigen Sohn, der einen Finken sehr zahm

gemacht hatte, so daß er ihm auf seinen Ruf auf die Hand flog. Der Fink war an den Flügeln etwas beschnitten, und man ließ ihn frei im Zimmer umherflattern.

Eines Tages, ohngefähr 6 Wochen nach jenem Morde, spielte der Knabe mit seinem Vogel, als ein Bekannter des Bäckers die Zimmertüre öffnete; der Mann war auf Besuch gekommen; da er aber dem Vogel fremd war, wurde dieser verschüchtert, verließ die Hand des Knaben, und flog zum Fenster hinaus. Der Knabe eilte auf die Gasse um ihn zu erhaschen, aber der Fink, der nun einmal schon gemacht war, entschlüpfte ihm immer wieder. Jedoch war der Fink an den Flügeln zu sehr gestutzt, als daß er sich hoch in die Luft hätte schwingen können. Der Knabe behielt ihn stets im Auge und verfolgte ihn von Gasse zu Gasse; endlich flog der Fink in das Loch der Mauer eines kleinen Hauses; der Knabe kletterte sogleich mühsam bis zu diesem Loche hin, griff mit der Hand in dasselbe, um den Vogel zu erhaschen; faßte aber mit der Hand, nebst dem Finken auch einen Hammer, den er ebenfalls mit sich nahm. Zu Hause erzählte er freudig seinen Eltern, auf welche Weise er wieder zum Besitze seines Finken gekommen sey, und zeigte ihnen dazu auch noch den gefundenen Hammer. Der Vater betrachtete den Hammer genau, erkannte ihn für einen Maurerhammer, und sah Blut daran. Dies erregte sogleich seine Aufmerksamkeit, und erinnerte ihn, jenes Mädchen sey durch ein stumpfes Werkzeug ermordet worden. Während er so nachsann, trat ein Soldat in den Laden, um sich eine Semmel zu kaufen. Der Bäcker zeigte ihm den Hammer und sprach: Diesen hat so eben mein Sohn gefunden. Der Soldat betrachtete den Hammer etwas genauer und sagte dann: der gehört ja meinem Kameraden, und sagte noch wie dieser heiße, und daß er ein Maurer sey. Der kluge Bäcker sagte sogleich darauf: So! das ist mir lieb, ich werde den Hammer an ihn zurückgeben. — Der Soldat entfernte sich ohne etwas zu vermuten. Der Bäcker aber eilte der Obrigkeit den Hammer zu übergeben und anzuzeigen, wie derselbe gefunden worden sey, und wem er gehöre. — Sogleich wurde der angebliche Eigenthümer des Hammers verhaftet. Als man ihn im ersten Verhör fragte, ob er diesen Hammer für den Seinigen erkenne,

so ergriff ihn, beim Anblick des noch mit Blut besetzten Hammers, ein großer Schrecken, und in seiner Verzweiflung gestand er die Mordthat. Aus seinem Geständniß ergab sich, daß er zuerst Alles angewendet um sich die Günst dieser Jungfrau zu erwerben, sie aber ihm dieselbe nicht nur nicht schenkte, sondern ihm sogar noch gedroht hatte, ihn bei seinem Meister anzuklagen, und daß er sie also aus Haß ermordet habe.

Der Missethäter küßte sein Verbrechen auf dem Blutgerüste mit seinem Leben; und so war jener Fünke die Ursache der Entdeckung dieser gräßlichen Mordthat.

Bekehrung der Gräfin Gardewitschew.

Ein neues Beispiel, wie sehr in Rußland die katholische Religion verfolgt wird, und wie streng die Gesetze sind, die auf solche angewendet werden, die die griechische Religion verlassen, um katholisch zu werden, zeigt folgende Geschichte, die im Monat Mai 1846 Statt gefunden.

Eine vornehme Dame, die Gräfin von Gardewitschew, trat von der griechischen Religion zur katholischen über, nachdem sie sich in ihren Glaubenslehren hatte unterrichten lassen. Kaum wurde es bekannt, so wurde sie zum Gemeindevorsteher beschieden, wo sie den Ortsgeistlichen griechischer Religion antraf. Diese redeten ihr zu, daß sie wieder zurücktreten sollte, allein durch nichts war sie zu bewegen, nun wurde sie vor den Eparchialbischof geführt, der wieder zu ihrem Herzen sprach und ihr die kaiserlichen Verordnungen bekannt machte, die den Abfall von der Landesreligion bestrafen.

Als auch dieses nichts half, wurde sie in einen finstern Kerker geworfen, wo außer dem griechischen Geistlichen niemand zu ihr gelassen wurde. So blieb sie einen Monat lang trotz den großen körperlichen Schmerzen die sie erduldet.

Nun wurde sie wieder verhört, und mit roher Wuth fragte sie der Pope, ob sie noch auf ihrem Irrthume verharre.

Nicht Irrthum ist es, sondern die uns vom Himmel zugewommene Wahrheit, antwortete die Gräfin.

Der Kaiser, erwiederte der Geistliche, will,

daß alle seine Unterthanen sich zur griechischen Religion bekennen; darum straft er die, welche seinem hohen Willen entgegen handeln.

Der Kaiser ist Herr über unser Gut und Leben, aber nicht über unsere unsterbliche Seele. Die erstern will ich ihm freudig opfern, wenn er es verlangt; über die letztere kann nur mein Erlöser gebieten, der sie mit seinem theuern Blute erlöst hat. Ihm werde ich gehorchen.

Wütend vor Zorn winkte er zweien seiner Knechte! Diese entblößten den Rücken der zarten Dame. Noch einmal wurde sie gefragt ob sie den Befehlen des Kaisers Folge leisten wolle.

Standhaft antwortete sie: „Nein!“

Zwanzig Rutenhiebe fielen nun auf ihren Rücken; dennoch wankte sie nicht, obschon das Blut in Strömen herabfloß, und das Fleisch in Stücken herunterhing. So wurde sie auf ihr ärmliches Lager geführt, mehr todt als lebendig. Keine Frau durfte zu ihrer Pflege herbeikommen, nur rohe Hentersknechte warteten ihrer.

Doch war ihre Hülfe nahe. Einem ihrer Freunde gelang es, sich unter die Knechte zu begeben, und auch zu ihrer Pflege zugelassen zu werden, indem er den Robesten spielte. Eine zweite Kleidung, wie die Knechte sie trugen, hatte er sich noch verschafft; in dieser gelang es der unglücklichen Martyrin unter dem Schutze Maria's, gerade am Vorabende des Tages, an dem sie nach Sibirien transportirt werden sollte, zu entfliehen. Bald gelangte sie mit Hülfe ihres Freundes über die polnische Gränze und war so außer dem Bereiche ihres mächtigen Feindes.

Auf's Neue sind wieder sehr strenge Verordnungen gegen die Katholiken erschienen, in welchen lebenslängliche Einsperrung, Knutenhiebe und Verbannung nach Sibirien denjenigen angedroht wird, welche mehr ihrem Erlöser als dem russischen Kaiser folgen wollen.

Schönes Ende eines katholischen Geistlichen.

Nie zeigt sich der Mensch mehr in seiner wahren Gestalt, als in den Tagen großen Kampfes mit Widerwärtigkeit und Noth; nie strahlt der Glaube so in seiner Größe und

Herlichkeit, als wenn harte Prüfung ihn bedroht. Diese Wahrheiten, durch manch glorreiches Beispiel aus der Geschichte unserer heiligen Religion bewiesen, erhalten durch folgende Nachricht eine neue feierliche Bestätigung; diese zeigt uns, wie da, wo alles schwindet und keine irdische Macht mehr helfen kann, der fromme Glaube nicht verzaget, sondern im Vertrauen auf Ihn, den Herrn über Leben und Tod, ruhig jedes Schicksal erwartet, kommt es doch aus Seiner Hand, aus der Hand unseres himmlischen Vaters, und Der macht Alles gut.

Es war am 9. Dezember des Jahres 1845, als die schreckliche Nachricht von dem Schiffbruch der Dampforvette „Le Vapin“ nach Frankreich gelangte. Dieses Schiff, welches nach dem Senegal bestimmt war, hatte außer der Schiffsmannschaft und einer Kompanie Schiffssoldaten noch den Hrn. Abbe Tisserant, apostolischen Präfekten von Guinea, und den Hrn. Mercy Mange, französischen Consul von Mogador, nebst mehreren andern Passagieren an Bord. Nachdem sie zwei Tage lang ungehindert gefahren waren, wurde dieses Schiff von einem heftigen Sturme an die afrikanische Küste getrieben und da zertrümmert. Der ganze Stab und die Hälfte der Schiffsmannschaft fand da ihren Tod, die übrigen konnten nur mit außerordentlicher Anstrengung gerettet werden. Unter den Todten befand sich der genannte ehrwürdige Missionär.

Hier folgen einige rührende Umstände seines Todes, welche wir aus einem Briefe eines seiner Mitbrüder, des Hrn. Abbe Magnard, apostolischen Präfekten im Senegal, entnommen haben.

Der Hr. Abbe Tisserant, schrieb dieser ehrwürdige Priester, verzweifelte nicht in der größten Lebensgefahr weder an dem Leben noch an dem Heile von irgend Jemandem. Nach dem kräftigen Ausdruck desselben übernahm er muthig das Kommando über das gescheiterte Schiff, um die Seelen zu retten, da er ihre Leiber nicht zu retten vermochte. — Nachdem er sich durch ein kurzes eifriges Gebet gestärkt hatte, durch welches die Passagiere sehr gerührt worden, wendete er sich an dieselben, sprach zu

jedem besonders, und belebte so die Hoffnung der muthloseten. Als er jedoch bald bemerkte, wie die Gefahr zunahm und da er es nicht verhehlen konnte, daß wahrscheinlich einige von ihnen umkommen würden, so forderte er sie auf, die heilige Jungfrau Maria anzurufen, den Stern, welcher vor keinem Sturme erbleicht, und weist sie glaubensvoll auf Jesum hin, der ihnen vom Himmel herab nachgesehen und sie gestärkt, als sie mit dem empörrten Elemente kämpften; der würdige Priester sagte ihnen, daß der allbarmherzige und allmächtige Gott ihre jetzigen Leiden als Abbüßung der Fehler ihres ganzen Lebens annehmen und daß ewige Belohnung der Preis dieser letzten Prüfung sein werde, wenn sie tren bis ans Ende beharrten! Mit einer Stimme, welche tief in die Seele drang, beschwört er sie, sich alle zu bereiten, so wie er selbst es thue, um vor Gott zu erscheinen, welcher vielleicht in einem Augenglitze sie alle vor seinen Richterstuhl laden werde.

Alle oder fast alle nahmen diese Worte der Hoffnung und des Lebens an, welche in Gegenwart des Todes zu ihren Seelen gesprochen wurden; sie demüthigten sich vor Gott, und mitten unter den schrecklichen Beweisen seiner Macht begehrten und erhielten sie die Absolution.

Dieser Missionär, diese Stimme, diese Geberde hatten etwas Begeisterndes, sagte mir ein Matrose; wir erinnerten uns alle, daß wir Christen seien, und wollten als Christen sterben. Ein armer Jude hatte nicht dieses Gefühl des Glaubens und des Vertrauens noch den Geist der Hingebung, welche den Christen im Angesicht des Todes stärkt. Allein, trostlos, fast wahnsinnig vor Verzweiflung, schrie er laut, daß er nicht sterben wolle. — Plötzlich wirft er sich dem Hrn. Tisserant in die Arme, dessen ruhiger Muth seine Hoffnung zum Leben erweckte, und in Thränen zerfließend suchte er ihn um seine Rettung an. „Ach, mein Lieber, sagte der Missionär zu ihm, indem er ihn umarmte, ich wollte dich gerne retten, allein ich vermag nichts gegen den Sturm, weder für dich noch für die andern noch für mich selbst; bei Gott kann ich nichts für dich thun, denn du bist kein Christ.

Hier umarmte er ihn aufs Neue, blickte ihn mit tiefer Traurigkeit an. Dieser Blick voll unaussprechlicher Güte traf den Israeliten im Innersten seiner Seele. — Mein Vater, erwiderte er, nachdem er sich ein wenig gefaßt hatte, wenn ich getauft wäre, würde ich dann Verzeihung meiner Sünden erlangen? Versprechen Sie mir, daß mich Gott nach seiner Barmherzigkeit auch nach meinem Tode zu sich nehmen wird. Ja, ich verspreche es dir, erwiderte Hr. Tisserant. Ja, ja, Gott wird dir deine Sünden vergeben um Jesu Christi willen, welcher für die Juden und für die Heiden gestorben ist; er wird sich deiner erbarmen, wenn du glaubst und getauft wirst.

Wohlan, mein Vater, ich glaube, wie Sie, rief entzückt der bekehrte und schon getrübete Jude aus, taufen Sie mich, ja, taufen Sie mich!

Sogleich verschaffte sich ein Passagier, der Zeuge dieses Austrittes war, ein Gefäß mit Wasser, reichte es dem Geistlichen, und dieser, im Augenblicke der höchsten Noth, als schon der Tod mit bleichem Angesicht mitten unter ihnen stand, verrichtete unverzagt wie ein ächter Glaubensheld die heilige Handlung zum süßen Trost des armen Israeliten, durch welche er in die Zahl der Erlösten aufgenommen wurde; er erhielt den Namen Niklaus, welchen Heiligen die Kirche Tags zuvor gefeiert hatte. Wenige Stunden nachher sanken der Priester und der Neubekehrte vereint in den Tod, beide wurden von den Wölfen verschlungen, beide traten vereint vor den Thron des himmlischen Vaters, um den Lohn des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe zu empfangen.

Diese Erzählung wurde voriges Jahr in einer Kapelle in Paris vorgelesen, wo mehrere Juden sich taufen ließen. Mitten in dieser Versammlung hörte eine fromme ehrwürdige schwarzgekleidete Dame unter heftigen Thränen zu. Es war die Frau Tisserant, die Mutter des Missionärs, welche noch nicht wußte, was sich bei dem glorreichen Tode ihres Sohnes ereignet hatte.

Der Bettler und der Straßenräuber.

Ein Bettler kehrte spät am Abend nach der Bettelherberge zurück. Obschon er ziemlich ro-

buster Natur war, so leuchte er doch unter der Last seines mit Mundvorrath schwer beladenen Bettelsacks. Um sich noch vor Nacht seiner Bürde zu entledigen und schneller den Ort seiner Bestimmung zu erreichen, schlug er einen kürzern Seitenweg ein, der durch einen Wald fuhrte. Kaum hatte er aber diesen betreten, als er sich plötzlich von einem Straßenräuber angefallen sieht, der ihm mit den Worten: „Die Börse oder das Leben!“ eine Pistole auf die Brust setzt. Der Bettler erblaßt, bebt zurück und stottert: er habe geglaubt, daß ihn die Armutigkeit seines Standes gegen solche Anfälle in Schutz nähme. Der Räuber versichert das Gegentheil, zwingt ihn den Sack abzusetzen, seine Taschen umzukehren, und ihm 15 Gulden, die er an Almosen gesammelt hatte, auszuliefern; dann bedankte er sich höflich, wünschte ihm glückliche Reife, und will sich wieder in den Wald verlieren. Aber der Bettler ruft ihn zurück. „Gestrenger Herr,“ spricht er, „Sie waren so gütig, mir das Leben zu lassen; aber wenn ich wieder nach Hause komme, werden mich meine lieben Kameraden, denen ich Rechenschaft geben muß, bis auf den Tod mißhandeln; denn Keiner wird mir glauben, daß ich von einem gottvergessenen Spitzbuben geplündert worden bin. Ich bitte Sie also, mir ein Zeichen Ihrer werthen Bekanntschaft zu hinterlassen. Darum haben Sie die Güte, vermittelst Ihrer Pistole ein Loch durch den Rock zu schießen, so kann ich doch sagen, ich sey mit Schießgewehr attackirt worden, wo mir kein anderes Mittel übrig geblieben, als mein sauer verdientes Stückchen Geld abzugeben.“

— „Mit Vergnügen!“ antwortete der Räuber: „Her mit dem Rock!“ — Der Bettler hält ihn dar; der Räuber schießt. „Aber,“ spricht der Bettler, indem er den Fleck genau betrachtet, „da ist ja kein Loch, die Stelle kaum gesengt; wie kommt das?“ — Lachend erwiderte der Andere: „Das kommt daher, weil meine Pistole nur mit Pulver geladen war.“ — „O weh! Haben Sie nicht noch eine andere Pistole bei sich?“ — „Nein, ich habe nur diese Eine.“

Bei diesen Worten springt der Bettler auf ihn zu, faßt ihn an der Kehle und schreit:

„Ha Schurke! die Waffen sind also nicht ungleich? Nun will ich schon mit dir fertig werden!“ — Der Kampf beginnt. Der herkulische Müßiggänger wirft seinen Gegner zu Boden, prügelt ihn derb ab, nimmt sein Geld zurück, ladet sich seinen Sack auf, läßt den Besiegten halb todt auf dem Plage und kommt triumphirend in der Herberge an, wo die Bettler-versammlung den heldenmüthigen Mitbruder mit Lobsprüchen überhäuft.

Die gute Hauszucht.

Mann und Weib müssen nicht nur ihre Kinder und ihre Diensthöten in Zucht halten, sondern auch sich selbst untereinander, und das Letzte ist sogar das Nothwendigste, und wohl auch das Schwerste. Mit guten Worten und gutem Beispiel gehts aber doch, es müßte denn nur der Mann ein ganz ausgemachter Bruder Liederlich seyn, und das Weib eine alte Schwester Schlampampe. — Eine Frau hatte einen Mann, bei dem das Liederlichseyn eben auch schon einem guten Anfang gemacht hatte. Manchen lieben Tag saß er im Wirthshaus bei einem Krug Wein und einem Kapannen und spielte, anstatt zu Hause zu arbeiten, und mit dem Habermuß und einem Krug Wasser vorlieb zu nehmen. Die Frau ertrug lange Zeit mit Stillschweigen und Geduld; sie lag nachher wie vorher fleißig ihrer Arbeit ob, und nach verrichtetem Tagewerk aß sie mit ihren Leuten das Habermuß und trank Wasser; jedoch hätte es ihr noch besser geschmeckt, wenn der Mann mitgehalten hätte. Endlich als sie sah, daß es immer noch schlimmer wurde statt besser, beschloß sie, den liederlichen Mann zur Rede zu stellen, und ihn frei von der Leber weg zu fragen: Willst? oder willst nicht? und das war recht von ihr; denn Stillschweigen hätte in diesem Falle nicht geholfen, und Zanken die Sache gar verdorben. Eines Abends als der Mann wieder nach Hause kam, und den ganzen Tag nichts gethan hatte, aber viel verthan; so fand er den gedeckten Tisch zu Haus; auf der einen Seite stand das Habermuß und ein Krug Wasser, auf der andern ein gebratener Kapann, weißes Brod und eine Flasche Wein. — Der Mann, als er dies sah, dachte bei sich,

so etwas kannst du wohl noch mitnehmen vor dem Schlafengehen. Die Frau aber sagte hierauf: Hauswirth, nun setze dich, an welchem Eck du willst, an den Tisch. Willst du dich zum Habermuß setzen, so will ich dir helfen mitarbeiten, daß mir das Blut aus den Nägeln ausgeht, im Fall du auch mitarbeitest. Willst du dich aber zu dem Kapannen setzen, so mußt du mich gehen lassen an Ort und Ende, daß ich sehe, wo ich sie herbekomme. Der Mann, betroffen von dieser Rede ging in sich ein, und sagte: Appetit habe ich heute keinen mehr zum Habermuß, aber an die Arbeit will ich morgen mit dir, und in's Wirthshaus nimmer. Er hielt Wort; des andern Tags war er schon mit dem frühesten Morgen auf dem Felde; und Mittags aßen sie den Kapannen, und tranken die Flasche Wein in Friede und Einigkeit zusammen, und waren dabei so fröhlich wie an ihrem Hochzeitstag.

Das gute Bier.

Ein Baier kam an einem warmen Sommertage zu H. . . . im Niederrhein, in ein Bierhaus und begehrte einen Schoppen Bier. Als er das ihm Vorgestellte verkostet hatte, stellte er mit unzufriedener Miene das Glas auf den Tisch hin und sprach in Gegenwart des Wirthes und einiger Gäste: „Bei uns in Baiern hat man jetzt eine neue Methode, Bier zu brauen.“ — Was wäre dies für eine? — fragte neugierig der Wirth. — Man nimmt Gerstengraupen und Rühmist untereinander, und brauet es. — Pfui T. . . ! schrie der Wirth, das mag gut schmecken! — Gerade wie das Ihrige da; — erwiderte der Baier.

Die eifrige Predigt.

Ein Hofprediger predigte eines Sonntages sehr eifrig gegen die am Hofe herrschenden Laster. Als er zur Tafel kam, sagte der Fürst zu ihm: Herr Hofprediger, heute gaben Sie uns etwas Lüchtiges auf den Pelz. — Der Hofprediger erwiderte ihm hierauf: Daß es nur auf den Pelz kam, thut mir sehr leid; meine Absicht war, es sollte auf und in das Herz kommen.

Lebensgeschichte des Bruders Attiret.

(Mit gegenüberstehender Abbildung.)

Es besteht keine Art von Aufopferung, welche die christliche Religion nicht veranlaßt, kein Opfer, das sie nicht bewirkt habe. Auf ihr Wort verläßt der Reiche, gerührt von der Gnade, seinen Reichthum, der Mächtige seine Macht; der von den Herrlichkeiten der Welt eingenommene, zieht sich in die Einsamkeit zurück; denn die Genüsse der Welt, der Macht und des Reichthums erzeugen Ekel und sind voll Bitterkeit; der, welcher sie dem Herrn aufopfert, befördert oft bloß sein Wohl in dieser Welt, indem er sein ewiges versichert. Ein größeres Opfer ist das des Künstlers, des Gelehrten, des Dichters, welcher das Interesse seines Ruhmes für das der Religion hingibt, die er liebt und um seine Seligkeit sicherer zu begründen, auf das Reinste und Schönste nach der Religion, den Triumpfen der Künste und der Siege des Genies verzichtet. Das haben so viel Heilige gethan, welche durch ihren Verstand und durch ihre Kenntnisse sich hätten berühmt machen können, und welche es vorgezogen, sich bloß durch ihre Frömmigkeit auszuzeichnen; dies haben besonders so viele Missionäre gethan, welche durch ihre Talente bestimmt waren eine große Rolle in ihrem Vaterlande zu spielen, und welche sich einem stillen Leben gewidmet haben; glücklich, wenn sie statt der Palmen, welche ihnen in dieser Welt zu Theil geworden wären, die des Martyrereichthums in irgend einem unbekanntem Winkel der Erde erhielten, von wo sie in den Himmel zurückkehrten, nachdem sie einige

Ungläubige durch das Licht des Evangeliums erleuchtet!

Im Jahre 1737 begehrt die Missionäre von Peking, daß man ihnen einen französischen Maler schicke. Diese Väter versammelten sorgfältig um sich her alles, was ihre Gesellschaft vorzügliches an Gelehrten und Künstlern darzubieten vermochte, um dem stolzen Unglauben der Chinesen zu zeigen, wie viel Wissenschaft und Kenntnissen in den Ländern zu finden seien, welche in der Religion lebten, die sie ihnen verkündigen sollten. Ein junger Mann, welcher seit kurzem die Weisheit erhalten hatte, erbot sich zu dieser Reise, es war Joh. Dionysius Attiret. Nachdem er die Malerei unter dem Himmel und bei den Meistern erlernt hatte, wo sie am besten erlernt werden kann, zu Rom nämlich, kehrte er wieder nach Frankreich zurück und seine ersten Werke wurden mit großem Beifall aufgenommen; hierauf blieb er, müde der Freuden dieser Welt und der Begeisterung der Kunst, auf seinem rühmlichen Wege stehen und trat in den Jesuitenorden als bekehrter Bruder. Das Begehren der Missionäre von Peking erinnerte ihn wieder an seine Kunst, die er unter den frommen Übungen seines Standes fast vergessen hatte; er bat um die Vergünstigung, nach China geschickt zu werden und es wurde ihm bewilligt. Als er zu Peking anlangte, kamen ihm die Häupter der Mission entgegen. « Lieber Bruder, sagten sie zu ihm: der Brief, welcher uns Nachricht von eurer Abreise gegeben, benachrichtigte



uns auch von euren Talenten und wir setzen eine große Hoffnung darauf. Der Kaiser Kien-Cong ist nicht sehr günstig für uns gestimmt; es handelt sich darum, seiner Gewogenheit durch irgend ein Geschenk wieder theilhaftig zu werden, das seiner und des Landes würdig wäre, aus welchem ihr stammet: wir rechnen auf eure Kunst.» Der Bruder Attiret schlug die Augen bescheiden nieder und antwortete seinen Kollegen: «Betet zum Himmel, daß er mir eine Gunst verleihe, die ich bisher noch nicht besaß. Ich werde mein Möglichstes thun, mich eures Gebetes und eures Zutrauens würdig zu zeigen.» Er legte Hand ans Werk und mit erstaunlicher Geschwindigkeit stellte er ein Gemälde her, das die Anbetung der Könige vorstellte.

Sobald das Gemälde beendigt war, erhielten die Missionäre für den Bruder Attiret eine Audienz bei dem Kaiser, und er hatte die Ehre, ihm sein Gemälde vorzustellen. Der erste Anblick wirkte auf den Kaiser. «Was stellt das vor?» fragte er den Missionär. «Es sind gewaltige Könige der Erde und Weise aus Morgenland, welche ein Kind anbeten, das in einem Stalle das Licht der Welt erblickte, antwortete der Bruder Attiret; allein unter dieser schwachen Hülle ward die Seele eines Gottes, des Erlösers der Welt verborgen.» Kien-Cong hatte eine solche Freude an dem Gemälde, daß er es in sein innerstes Gemach bringen ließ, und so zufrieden mit dem Künstler, daß er ihn zu seinem ersten Hofmaler ernannte. Von da an bestand das Leben des Bruders Attiret in einer Reihe von Aufopferungen. Die erste Begeisterung Kien-Congs für die europäische Malerei war von kurzer Dauer. Sein erster Maler mußte bald Alles auf-

geben, was ihm nach seinem religiösen Glauben das Liebste war, seine Ueberzeugungen als Künstler; er mußte sich nach den erhaltenen Befehlen mit allen Arten von Malerei beschäftigen und sich nach dem unregelmäßigen chinesischen Geschmache richten. Der Kaiser liebte die Delmalerei nicht wegen des Firnisses, und die etwas starken Schattirungen erschienen ihm als eben so viel Flecke. Der Bruder Attiret war genöthigt die Wassermalerei vorzuziehen und mußte sich entschließen, nur ganz helle Schattirungen anzubringen.

Im Alter von 54 Jahren, nach so großem in Europa erlangtem Ruhme und mit dem Bewußtseyn seines Talentes, sah er sich genöthigt, gleichsam noch einen Malerkursus zu machen und Unterricht bei den chinesischen Malern zu nehmen. Malen nach ihrer Art, das hieß auf seine Kunst verzichten und seine Gemälde verderben; der Bruder Attiret hatte den Muth, das Opfer zu bringen, um den Beifall des Monarchen und seinen Schutz für die Missionarien zu erhalten. Seit 1733 bis 1760 waren die Arbeiten des Bruders Attiret unermesslich. Diese Jahre sind die glänzendsten von der Regierung des Kaisers Kien-Cong und es verging so zu sagen kein Monat, der nicht durch einen Sieg bezeichnet war. Da er dem Kaiser in die Heerlager folgen mußte, so malte der Bruder Attiret die Schlachten, von denen er Augenzeuge war, die Generäle, welche sich dabei ausgezeichnet hatten und die Länder, welche die chinesischen Armeen durchzogen. Die außerordentliche Schnelligkeit, mit der er arbeitete, ließen ihm kaum Zeit zum Essen und zum Schlafen. Seine Bescheidenheit, seine Sanftmuth und seine außerordentliche Gelehrigkeit

machten, daß er den gewünschten Zweck erreichte; er erlangte die Gunst des Kaisers und seine Brüder dessen Schutz. Jeden Tag kam der Kaiser in seine Werkstätte, welche man in ein Gemach des Palastes verlegt hatte.

Den 29. July 1754 meldete ihm ein Vornehmer vom Hofe, daß er zum Mandarin erhoben worden sey, allein eine so hohe Auszeichnung erschreckte seinen einfachen religiösen Sinn. Seine erste Sorge war, daß er sich dem ersten Minister zu Füßen warf und ihn beschwor, daß er bei dem Kaiser für ihn bittlich einkommen wolle, daß ihm erlaubt würde auf eine Würde zu verzichten, welche mit dem niedrigen Range, bei welchem er im geistlichen Stande immer verbleiben wolle, nicht passe.

Der Minister, erstaunt über eine Weigerung, wovon ihm noch kein Beispiel vorgekommen, that alles Mögliche, um ihn zur Annahme dieser Gunst zu bewegen. Da er ihn unerschütterlich in seinem Entschlusse fand, so sagte er zu ihm: « Wenigstens werden Sie die Einkünfte des Grades eines Mandarins annehmen, wenn Sie nicht die Zeichen dieser Würde annehmen wollen. » Allein der Bruder Attiret, der eben so uneigennützig als bescheiden war, schlug alles mit edler Beständigkeit aus. Tags darauf ließ ihn der Kaiser vor sich kommen und legte ihm mehrere Fragen vor über die Beweggründe seiner Verweigerung. Der Bruder warf sich ihm zu Füßen und wußte seine Weigerung durch so rührende Ausdrücke zu rechtfertigen, daß er so glücklich war, den Unwillen des Monarchen zu vermeiden und von ihm zu erlangen, was seine äußerste Bescheidenheit begehrte. Die Annalen der auswärtigen Missionen ent-

halten eine verdiente Lobpreisung dieses Zuges von Verläugnung und Demuth. Der Bruder Attiret, erschöpft durch die vielfältige Anstrengung, starb zu Peking den 8. Dezember 1768, im Alter von 66 Jahren. Sein Leben war fortwährend erbau- lich für seine Kollegen und für die chine- sischen Christen und sein Tod wurde für sie die Ursache einer langen Trauer. Der Kaiser beehrte ihn öffentlich mit seinem Bedauern und gab 200 Unzen Silber (1500 Fr.) für die Begräbniskosten; allein die Missionäre glaubten sein Andenken auf eine würdigere Art zu ehren, dadurch, daß sie diese Summe unter die Armen vertheil- ten und den verlornen Freund ganz einfach zur Erde bestatteten.

Gute Antwort.

Ein Judenknabe ging in einem Orte auf alte Lumpen aus. „Habt ihr keine Lumpen jetzt? — fragte er eine müßig am Feuer liegende Frau. — Nein, wirklich habe ich keine; denn mein Mann ist nicht zu Hause. — „Ich nehme auch Schlappen;“ versetzte lächelnd der junge Hebräer.

Wie die Frage, so die Antwort.

Einer von unsern Landsleuten, seinem Glauben getreu, Emigrant von 1793, klopfte eines Tages in seiner Noth an die Thüre eines Reichen im Auslande, um einen Zehrpfennig zu erhalten. Weil sein Aeußerliches nicht die mindeste Erziehung anzeigte, empfang er zur Antwort: „Ich bin jung gewesen, und alt geworden, aber niemals habe ich den Gerechten verlassen, oder sein Geschlecht um Brod betteln gesehen.“ (Ps. 36. 25.) Wie die Frage so die Antwort: „Der Sünder lauret auf den Gerechten und trachtet ihn zu tränken“ (Ibid. 32.), erwiederte der edle Franzose, und überließ die Sorge für seine Zukunft dem Herrn im Himmel, indem er demüthig von dannen ging.

Der Wahrheit Lohn.

An einem Abende spät saß noch vor eines Bauern Haus ein Wanderer auf einem Blocke. Da der Bauer vom Felde kam, sprach er zu ihm: Guter Geselle, warum sitzt Du da? warum gehst du nicht in eine Herberge, daß du nicht da unter freiem Himmel übernachten mußt? Der Wanderer sagte, lieber Freund, ich habe eine Gewohnheit an mir, die mich allen Leuten unleidlich macht, so daß sie mich nirgends vertragen können. Der Bauer fragte: Was ist denn das für eine Gewohnheit? Er antwortete, ich sag' halt jedermann die Wahrheit. Et, das ist ja eine gute Gewohnheit, sagte hierauf der Bauer, Komm' zu mir herein, du bist mir ein werther Gast. — Der Gesell ging mit dem Bauern in das Haus. Grete, riet der Bauer schon unter der Thüre, backe Küchlein, ich habe einen Gast bekommen. Da sie also aßen, bemerkte der gute Gesell wie man hier Haus hält. Es war nämlich niemand im Haus, als der Bauer, der ein Blecklein vor dem Auge hatte, und die Grete, seine Frau, die nur ein Auge hatte, und noch eine Kaze, die auch nur ein Auge hatte, das andere mag sie in einer nächtlichen Schlacht verloren haben. Als man nun am besten Essen war, sagte der Bauer, lieber Gesell, du sprichst, daß du jedem die Wahrheit sagest? Sag' mir nun auch die Wahrheit. Der Gesell versetzte hierauf: lieber Wirth, begehret dies doch nicht von mir, ihr werdet sonst zornig und böse über mich. Der Bauer sagte: Nein. Da betrachtete der Gesell noch einmal die Kaze, das Weib und den Mann, und sprach dann: Wenn ich recht sehe, und mich anders nicht irre, so habt ihr alle drei, du, deine Frau und deine Kaze, wahrlich nicht mehr als drei Augen. Was geschieht? Das Weib schilt ihn, die Kaze kratzt ihn, und der Mann jagt ihn mit der Ofengabel zum Loch hinaus.

Die Hasenjagd.

Ich weiß nicht, ist es ein Schwab, oder Tyroser, der einmal von einem Hasen hübsch angeführt worden ist. Es hatte nämlich ein lang anhaltender Regen die Gegend so sehr überschwemmt, daß fast alles Wild in den Niederungen zu Grunde ging. In dieser Noth

hatte sich ein Häslein schwimmend auf einen Weidenbaum gerettet, der noch aus dem Wasser hervorragte. Dies sah ein Bauer von seiner einsamen Hütte aus und er dachte bei sich: der Hase wäre doch besser geborgen in seiner Küche, als dort auf dem Baume; wo er ohnehin zuletzt doch verfaulen oder verhungern müßte. Flugs zimmerte er einige Bretter zusammen, und ruderte damit dem Weidenbaume hinzu, um den Hasen zu fischen. Der aber mochte dabei auch seine Gedanken und Pläne im Kopfe haben; denn wie der Bauer anfuhr, und an den Zweigen des Baumes hinauskletterte, benutzte der Hase den rechten Augenblick, und sprang über den Bauern hinab auf das bretterne Fahrzeug, welches dadurch genug in Bewegung gebracht wurde, um fortzuschwimmen wohin es das Wasser führte. Beim nächsten Hügel, wo es anfuhr, sprang der Hase auf's Land und dankte seinem Retter, indem er ihm noch von Weitem ein hübsches Männchen machte, und dann entfernte er sich. Der Bauer aber säße wohl noch auf dem Baume, wenn ihn nicht die Nachbarn heimgeholt hätten, die ihn nun ob seiner Hasenjagd brav auslachten.

Die Ohrfeige.

Ein sehr tugendhafter Edelmann zeichnete sich insbesondere durch Freigebigkeit gegen die Armen aus, so daß er keinen ohne beträchtliches Geschenk verließ. Aber sein Kammerdiener war überaus geizig, und wollte keinen Armen zum Edelmann lassen, wenn er ihm nicht einen Theil von dem, was er empfangen würde, versprach; und meistens forderte er die Hälfte davon. — Eines Tages ging ein arglistiger Gesell, dem das Benehmen des Kammerdieners bekannt war, auch zum Edelmann, und bat ihn um eine Gabe; als er diese erhalten hatte, bat er den Edelmann noch um eine derbe Ohrfeige; diese sonderbare Bitte wollte nun der Edelmann nicht gestatten; endlich aber, durch langes und inständiges Bitten gedrungen, gab er ihm die verlangte Ohrfeige. — Kaum war der arglistige Bettler aus dem Zimmer des Edelmanns getreten, so forderte der Kammerdiener von ihm die Hälfte von dem, was ihm der Edel-

mann gegeben hatte. Da gab ihm dieser eine so derbe Ohrfeige, daß der Bediente über die Stiege hinunterpurzelte. Auf diesen Lärm trat der Edelmann aus seinem Zimmer; der Arglistige erzählte ihm den Hergang der Sache, und sogleich wurde der Kammerdiener, mit gerechten Vorwürfen überhäuft, aus dem Hause fortgeschickt.

Biographische Notizen über den neuen Papst Pius IX.

Der christkatholische Kalender war schon beendigt, als die eben so plötzlich als unerwartete traurige Nachricht von dem Tode Seiner Heiligkeit Gregor XVI. nach Frankreich gelangte, welcher im 81sten Jahre seine lange und rühmliche Laufbahn vollendet. Dieser unvermuthete Tod wäre für die Kirche ein unersehlicher Verlust gewesen, wenn der allerhöchste nach seiner unbegreiflichen Weisheit nicht seine Kirche in Schutz genommen und die Tage ihrer Wittwenschaft nicht verkürzt hätte. Die neuntägige Begräbnißfeier war kaum beendigt, als schon ein Freudengeschrei aus dem Schooße der ewigen Stadt erschallte: Ein neuer Papst ist uns gegeben; ein neuer Nachfolger sitzt auf dem Stuhle des heiligen Petrus. Dieser neue Papst, den uns der Himmel in seiner Barmherzigkeit verliehen, ist niemand anders als der Kardinal Mastai-Ferretti, welcher den 16. Juni 1846 erwählt und den folgenden Tag proklamirt worden. Dieser Neuermählte hat den Namen Pius IX. angenommen, hier folgen einige Angaben über sein Leben, welche wir einem gewöhnlich gut unterrichteten religiösen Journale entnehmen.

Johann Marie Mastai-Ferretti, gebürtig von Sinigaglia in der Mark Ancona, den 13. Mai 1792 aus einer adligen Familie stammend, befand sich um sein 20stes Jahr zu Rom, als er von einer schweren Krankheit befallen, die heilige Jungfrau um ihren Beistand anflehte, und da er ihr seine Genesung zu verdanken zu haben glaubte, so widmete er sich aus Dankbarkeit dem geistlichen Stande. Zum Priester ordinirt übernahm er die Direktion des Hospitiums Tota Giovanni. So heißt man ein Haus, welches von einem alten Manne, einem

mittellosen aber an Barmherzigkeit reichen Mannes gestiftet worden, um arme kleine Waisenkinder daselbst aufzunehmen und christlich zu erziehen. Der junge Priester, gerührt von seiner Hingebung, verband sich mit ihm; verwendete seine Zeit, seine Arbeit, sein Geld, alles was er hatte, auf dieses Werk der Frömmigkeit und Barmherzigkeit. Der neue Papst hat seine Lehrzeit bei Arbeitern, Armen und Waisen bestanden, und setzte sie fort durch das Apostolat. Als unter dem Pontificat Pius VII., Herr Muzi, jetzt Bischof von Cassino, als apostolischer Vicarius nach Chili geschickt wurde, so folgte ihm der Abbé Mastai-Ferretti als Rath oder Sekretär. Zwistigkeiten, welche zwischen dem apostolischen Vicarius und den Regierungen von Chili entstanden, nöthigten denselben bald dieses Land zu verlassen. Bei seiner Rückkehr ernannte ihn der Papst Leo XII. zum Prälaten und später zum Präsidenten des großen Hospitiums von St. Michel. Bekanntlich ist diese Anstalt die beträchtlichste von Rom und der Präsident hat die wirkliche Direktion über dasselbe. Im Jahre 1827 machte ihn Leo XII. zum Oberhirten von Spoleto, seinem Vaterlande, das er zu einem Erzbisthume erhoben hatte. Er blieb daselbst bis 1832. Den 17. Dezember desselben Jahres versetzte ihn Gregor XVI. auf das Bisthum Imola. In Italien sieht man ziemlich oft dergleichen Versetzungen von einem Erzbisthume auf ein Bisthum, und der Prälat erhält alsdann den Titel Erzbischof-Bischof. Das Bisthum Imola war ein wichtiger Posten, welcher einen außerwählten Mann erforderte, der eben so viel Standhaftigkeit als Klugheit besitzt; der Bischof entsprach den Erwartungen Gregors XVI. und hatte sich die Achtung und Liebe seines ganzen Sprengels erworben. Im Consistorium vom 23. Dezember 1839 war er vorbehalten und den 14. Dezember 1840 proklamirt worden unter dem Titel als Cardinal der heiligen Petrus und Marcellinus. Der Ruhm seiner Talente und seiner Frömmigkeit war groß in allen Kirchenstaaten, und wenn ihn das Volk in Rom vorbeigehen sah, so sagte man: das ist der Nachfolger Gregors XVI.